

U
657
S33
1687

Mit

Blicklicht und Büchse

Neue Beobachtungen und Erlebnisse in
der Wildnis inmitten der Tierwelt von
Äquatorial-Ostafrika

von
(Karl Geard)
C. G. Schillings
1897

Mit 302 urkundlichen in Autotypie wieder-
gegebenen photographischen Original-Tag-
und Nacht-Aufnahmen des Verfassers.

Dritter Abdruck
(17. bis 21. Tausend)



R. Voigtländer[®] Verlag in Leipzig • 1907



Elf. Zimmermann, phot. 1904.

R. Veigländers Verlag, Leipzig 1904.

Opulenz



Aus dem peribildeten Inunbaltungsgebiet der westlichen Abjirifämpfe.

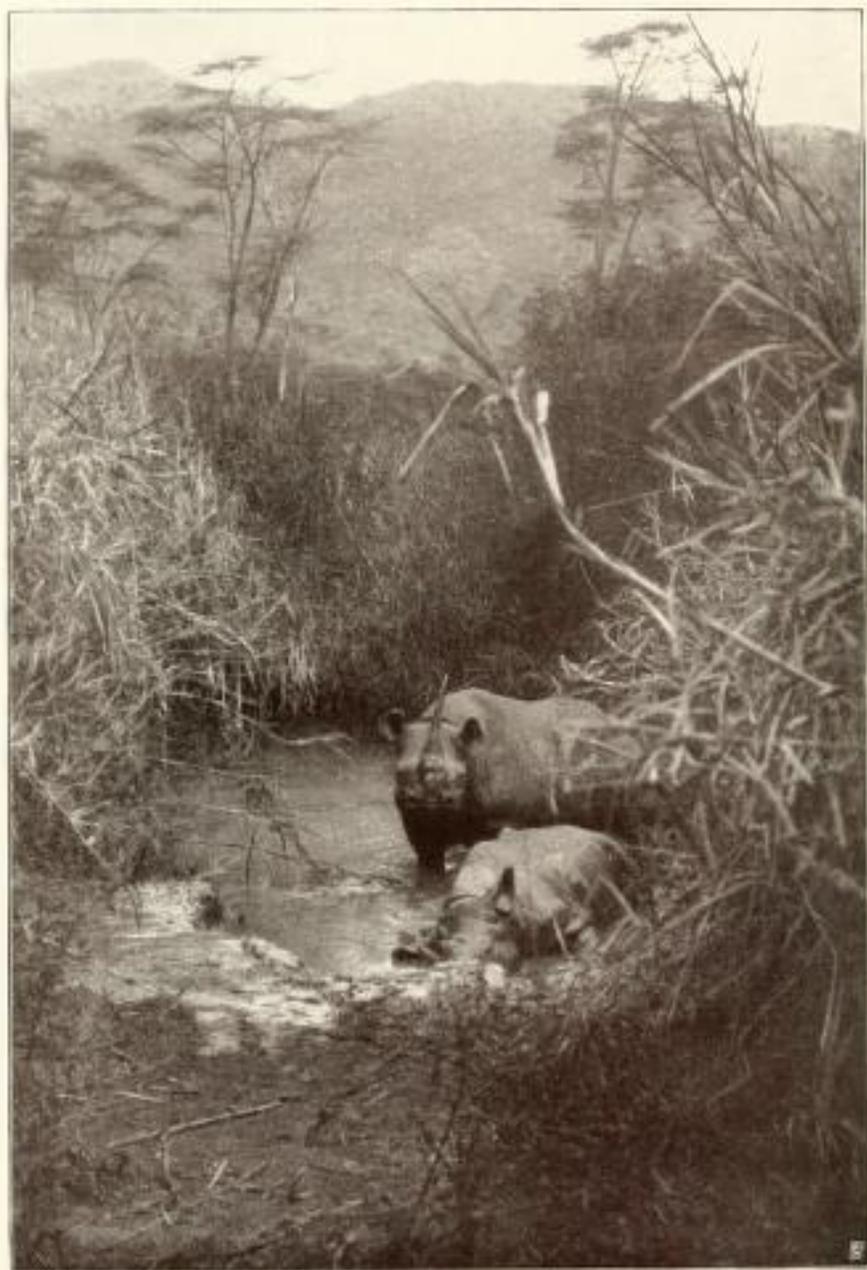
XII. Nashörner.

Wer durch jahrelange Bereisung der Majai-Njika einen Überblick über den dort heute noch vorhandenen Bestand von Nashörnern gewonnen hat, vermag sich viel leichter wie ein anderer ein Bild von der Zahl der Elefanten zu machen, die früher dort Wald und Steppe bevölkerten, bevor sie gewerbsmäßig bejagt worden sind. Die Nashörner boten den gewerbsmäßigen Jägern ein allzu geringes Äquivalent in ihren Hörnern für die Mühen und die Gefahr ihrer Jagd; so kam es, daß sie bis in die letzte Zeit relativ wenig verfolgt und erst in den allerletzten Jahren dezimiert worden sind, weil die Elefantenjagd allzu unergiebig geworden war.

Im Laufe der Jahre habe ich etwa sechshundert Nashörner mit eigenen Augen gesehen und die Fährten von Tausenden wahrgenommen. Es ist erstaunlich, wie zahlreich das Doppelnashorn heute noch in den Masailändern zu finden ist! Reisende, die sich nur auf den Karawanenstraßen bewegen, würden höchlichst erstaunt sein, wenn sie wochen- und monatelang die Einöden durchstreifend, dort alltäglich eine Anzahl Nashörner sichten würden: ihr Erstaunen würde wachsen, wenn sie zur trockenen Jahreszeit in etwa 2000 Meter Höhe auf den Bergen der Masai-steppe an geeigneten Örtlichkeiten geradezu unglaubliche Mengen unseres Dickhäuters antreffen würden!

Die Zahl dieses wehrkräftigen Wildes wird am besten illustriert durch die Strecken bekannter Reisender.

Auf Graf Telekis und Herrn von Höhnels berühmter Forschungsreise, welche bekanntlich zur Entdeckung des Rudolfsees und des Ste-



C. G. Sehillings phot.

R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1904.

Da der Fallwind vom Gebirge um diese Tagesstunde, wie ich mit Bestimmtheit wußte, dauernd günstig war, konnte ich mich den Nashörnern bis auf 15 Schritte im Schilfe — mit klopfendem Herzen — nähern —

phaniejees führte, erlegten die Herren 99 Nashörner, deren Fleisch zur Ernährung der Leute in der Einsamkeit dienen mußte. Dr. Kolb soll zuverlässigstem Berichte zufolge über 150 Nashörner getölet haben, ehe er endlich durch ein von ihm angelegtes „Pharu“ umgebracht wurde. Herr von Bastineller, der ihn lange begleitete, hat über 140 geschossen. Herr von Eltz, der erste Kommandant des Lagers Moschi am Kilimandscharo, soll 60 Rhinocerosse allein in der Steppe zwischen Moschi und Kabe seinerzeit erlegt haben. In den letzten Jahren haben Schußtruppen-Offiziere mir von persönlich erzielten Strecken berichtet, welche diese Zahl noch übertreffen. Eine Anzahl englischer Jäger erreichten Ähnliches. Diese schlagenden Zahlen dürften mehr verkünden, als lange Ausführungen es vermöchten. Sie sagen einerseits, daß noch eine geradezu erstaunliche Anzahl von Nashörnern in Deutsch- und Britisch-Ostafrika zu finden ist; andererseits wird es nicht schwer, den baldigen Untergang des Tieres aus ihnen zu prophezeien.

Es ist eine eigene Sache um die Schonung des Nashorns! Vielfach wird es die dahinziehende Karawane durchbrechend, vielleicht auch gefährdend, geradezu zur Jagd herausfordern! Die weittragenden modernen Geschosse und die große Zielfläche, die es bietet, werden für unser Tier in vielen Fällen verderblich werden, auch da, wo es nicht sofort auf der Strecke bleibt! Ist das sogenannte weiße Rhinoceros im Süden des schwarzen Kontinents verhältnismäßig viel primitiveren Schußwaffen in wenigen Jahrzehnten erlegen, so dürfen wir den Untergang des Doppelnashorns heute, wo die kleinkalibrigen, weittragenden Waffen ihm gegenüber in Aktion treten, in noch kürzerer Zeit voraussehn.

Die Jagd auf das Nashorn, wie ich sie verstehe, von einem Jäger allein und weidmännisch ausgeübt, ist und bleibt eine der gefährlichsten heute möglichen. Es ist eine mühsame Frage, ob die Jagd auf Löwen, Leoparden, Büffel, Elefanten oder Nashörner gefährlicher sei. Alles hängt von den Umständen und von den Umständen ab, in denen diese Tiere angetroffen und gejagt werden. Auch ausgerüstet mit den zuverlässigsten Büchsen ist und bleibt die Jagd auf das afrikanische Nashorn, wenn man sie, wie ich das stets getan, allein und ohne „mitschießende“ Begleitung ausführt, ein höchst gefährliches Handwerk. Der englische Reisende Thomson schildert sehr anschaulich, welche Gefühle den Jäger beherrschen, wenn er ein oder mehrere Nashörner im hohen Grase anpörscht, wissend, daß sein Leben unbedingt dabei auf dem Spiele steht. Mir ist es rätselhaft, wie Leute behaupten können, daß sie angreifenden Nashörnern gegenüber einfach kaltblütig beiseite springen, um dann den bekannten „sicheren Blattschuß“ abzugeben. Ich kann aus eigener Erfahrung mit Bestimmtheit sagen, daß solches einfach zu den Unmög-



U. G. Schillingt. phot.

So genöth ich das wunderolle Schauspiel eines Paares dieser gefährlichen Thiergattung aus nächster Nähe! (Die Waidmuth hatte ihr Vorderhorn abgehossen.)

B. Vogelsteiners Photographie, Leipzig 1904.

lichkeiten gehört. Ein Nashorn, welches wirklich einen Menschen angreift, wird seinen Gegner unter allen Umständen erreichen und auf die Hörner speißen.

Geschieht dies nicht, so wurde das Tier entweder vorher im letzten Augenblick getötet, der betreffende Jäger vermochte einen Baum, Termitenhügel oder Felsblock zu erklettern, oder aber das Tier hatte nicht beabsichtigt, ihn tatsächlich anzunehmen, sondern war nur flüchtig geworden, zufällig in der Richtung des Betreffenden! Die große Expedition, der ich mich 1896 angeschlossen hatte, sah keinen einzigen Askari oder Bewaffneten jemals auf Jagd ziehen. In dieser Beziehung wurden die Leute mustergültig beaufsichtigt. Nicht anders verfuhr ich meinen Leuten 1899/1900 gegenüber, ohne eine Ausnahme zu gestatten; nur mein europäischer Präparator erlegte hier und da einen Wasserbock oder eine andere Antilope. Nie aber bin ich „beschützt von Mitschießenden“ auf gefährliche Jagden gezogen. „Selbst ist der Mann,“ meine ich, sei gerade hier die Lösung.

Doch habe ich viel seltsame Mären von hilfreich mitschießenden Schwarzen erfahren und wunderbar, stets tat dann der weiße Herr, der Bwana Kubwa den tödlichen Schuß, der das Wild zur Strecke brachte.

Solch eine „Jagd“ endete übrigens auch zuweilen tragisch. Der Europäer wurde durch seine eigenen Leute erschossen . . .

Ganz anders, allein manneswürdig ist die ohne Hilfe ausgeführte Jagd!

Häufig schnaubt ein Nashorn in der Richtung mehrerer bewaffneter Leute heran; ein Feuer wird eröffnet, und im letzten Augenblicke weiß das bereits tödlich getroffene Tier niemanden der Schützen zu erreichen, bricht schnaubend durch die Schützenkette, um nach kürzerer oder längerer Zeit zu verenden. Solche Situationen veranlassen das Märchen des geschickten Beiseitespringens, eines Kunststückes, das ich gerne von einem Toreador auf flachem Sandboden der Arena auch einem Nashorn gegenüber glaube — niemals aber von einem nicht stierkampfgewöhnten Europäer ausführen sehen werde.

Ich erfuhr vielfach, daß Menschen von dem angreifenden Tiere aufgespießt und in die Luft geworfen worden sind. Die Reihe der unter solchen Umständen Getöteten ist eine sehr große, eine ganze Anzahl Europäer verloren auf diese Weise in den von mir bereisten Gebieten das Leben.

Vor Jahren begegnete ich einem englischen Gouvernementsarzt, der in größter Eile zu einem Schwerkranken gerufen worden war. Einer seiner Askari, ein Sudaner, war kurz vor unserem Zusammentreffen von einem Nashornbullen — der von der kleinen Karawane

gemeinsam beschossen worden war, — aufgespießt und in die Luft geworfen worden. Das Horn des Dickhäuters war dem Unglücklichen tief in den Unterleib gedrungen, die Wunde war schrecklich anzusehen, und der Zustand des Patienten erschien sowohl dem Arzt wie mir, dem Laien, völlig hoffnungslos. Da ich einige Zeit ganz in der Nähe zu lagern gedachte, bat mich der Arzt dringend, den Verwundeten drei Tage in meinem Lager aufzunehmen, da er nicht imstande sei, seinen Transport weiter zu bewerkstelligen.

So mußte ich wohl oder übel seine Pflege übernehmen in der Voraussetzung, daß baldiger Tod den Mann von seinen Qualen erlösen würde.



Zahlreiche frische Überreste von Nashörnern zeigten mir, daß die Schuripatrulle, die vor kurzem jenseits der Grenze der Grenze gegen die Niederwelt hier gelagert, wie gewöhnlich diesen Tieren eifrig nachgestellt hatte. Bildeten doch die Hörner der „Pöbus“ begehrte Nebeneinnahmen . . .

Wider Erwarten erlebte er den nächsten Tag; seine Qualen wurden aber gegen Abend so groß, daß sein Ächzen und Stöhnen kaum zu ertragen war. Er bat, er flehte um Hilfe und so gab ich ihm, damals selbst nur mit dem Allernöthigsten versehen — meinen ganzen Opiumvorrat, in der Annahme, daß er auf diese Weise Ruhe finden und nicht wieder erwachen würde.

Aber mit der Natur eines Schwarzen ist nicht zu rechnen! Nach abermals 24 Stunden war er immer noch am Leben, und nun machten sich die Folgen der Opiumgabe in gewisser Beziehung störend bemerklich. Wiederum flehte er mich an, ihm beizustehen. Aber da war guter Rat teuer. Meine wenigen Medikamente, die ich in diesem Falle hätte anwenden können, um die Wirkung des Opiums aufzuheben, waren

längst verbraucht. Endlich versiel ich auf den Gedanken, durch eine Flasche Salatöl, die mir noch geblieben war, einzuwirken. Es gelang; der Mann wurde tags darauf abgeholt und hat gegen alle Erwartung die schwere Verletzung, wie ich später erfuhr, vollkommen überstanden.

Ähnliche Fälle endeten nicht so glücklich, führten vielmehr den Tod der Betroffenen herbei. Die Nashörner schleuderten ihre Opfer dabei, sie mit den Hörnern durchbohrend, nur einmal in die Luft oder aber kehrten in anderen Fällen zu den Angegriffenen zurück und wiederholten den Angriff von neuem.

Ich selbst bin mehr denn ein Duzend Mal aufs alleräußerste von Rhinocerosen bedrängt worden, und viele weitere Begegnungen mit Nashörnern gestalteten sich doch immerhin gefährlich und aufregend.

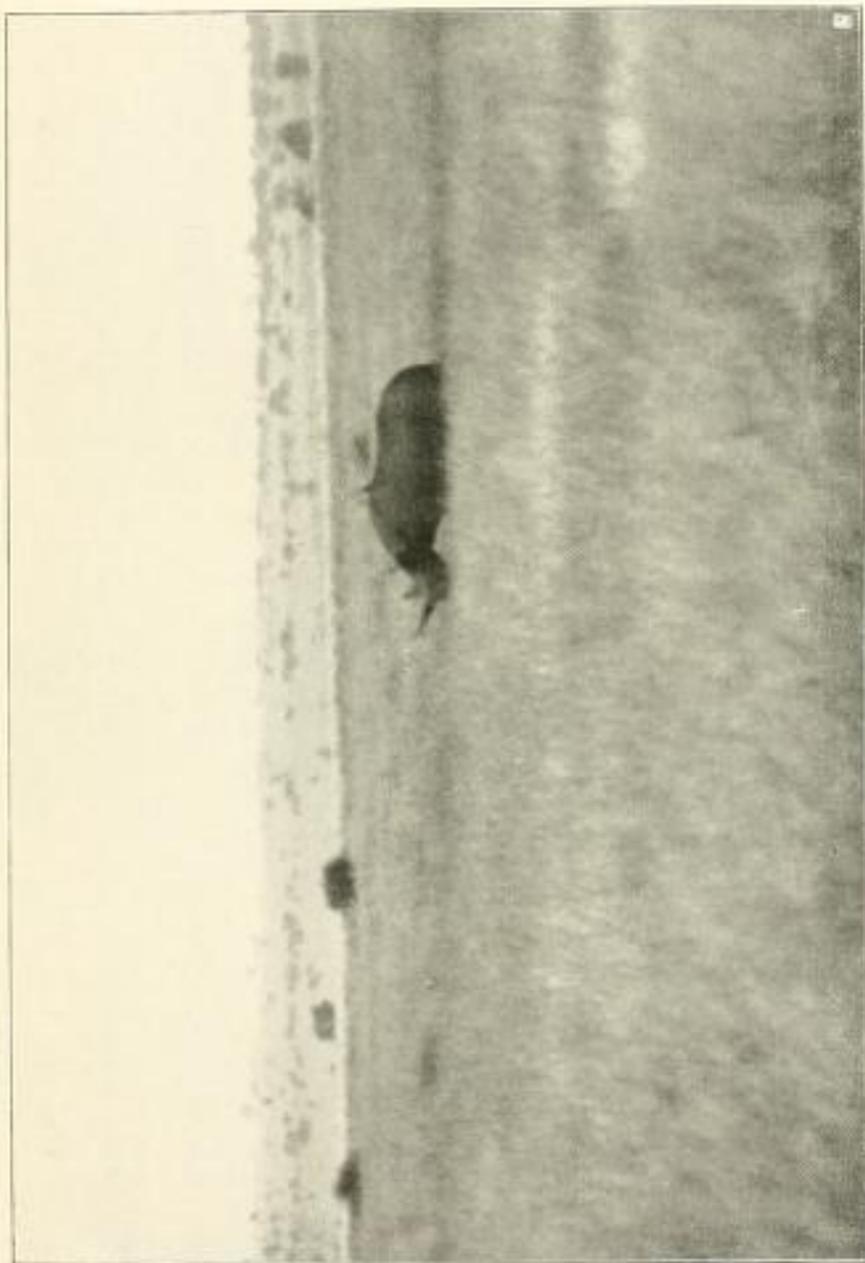
Mein erstes Zusammentreffen mit dem „e'munj“ der Masai ereignete sich gegen Abend inmitten einer am selben Tage abgebrannten schwarz verkohlten Dornensteppe.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den die scheinbar so ungeschlachte Tiermasse, in ihrer knorrigten Plumpheit, inmitten dieser düsteren Staffage, schräg und ungewiß von der untergehenden Sonne beleuchtet, auf mich machte. Mit hocherhobenem Haupte — das gewaltige Tier hatte unser Kommen bereits wahrgenommen — die riesigen Hörner gen Himmel starrend, schien es wie verwachsen mit dem schwarz gefärbten Erdboden, gigantisch sich vom rötlichen Abendhimmel im Hintergrunde abzeichnend.

Mein Herz pochte heftig und meine Hand war nicht ruhig, als ich auf hundert Schritte etwa die schwere Elefantenbüchse abfeuerte, nur dürftig gedeckt von einem kahlen, halb vom Feuer verschonten Dornbusch. Auf meinen Schuß schnaubt das „Pharu“ heran, und erst kurz vor mir, auf meinen zweiten Schuß, ergreift es unter lautem Schnauben links in die Steppe ausbiegend die Flucht! Wie vom Boden verschwunden erschienen meine Leute. Das Ganze spielte sich in so kurzen Augenblicken ab, war von so gewaltiger Wirkung auf mich, — die anscheinende Wirkungslosigkeit meiner Waffe auf das große Wild war so niederschmetternd, — die von letzterem entfaltete Behendigkeit und Schnelligkeit so überraschend, daß von diesem Augenblicke an ein ganz anderes Bild des Tieres sich in meine Seele einzeichnete, als es dort eine lange Reihe von Jahren vorhanden gewesen war!

Zur selben Stunde aber lag ein schwerverwundeter, am vorhergehenden Tage von einem Nashorn zweimal in die Luft geworfener, und nur wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommener Mann im Lager

Mußten beim Betreten des schwarzen Erdteils so viele schulmäßig



C. G. Schöllner, Foto.

Es war nicht ganz leicht, den Apparat richtig zu halten, da der Raschortulle in der offenen, sonnenbeschienenen, bedauertollen Grassteppe angepatzt werden mußte. Auf seinem Rücken saßen Hadenbader (*Buphagus erythrorhynchus* [Stam.]), so daß nur ein vorzügliches Kriechen band) des Fußholze, Gras mich zum Ziele führte.

R. Voglmeier, Foto, Leipzig 1914.

erworbene Begriffe umgewertet werden, hier trat vor allem in Erscheinung, daß kein schwerfälliger, plumper, durch lange Haft im zoologischen Garten, im engsten Gewahrsam degenerierter „Dichhäuter“ mir gegenübertrat, sondern ein athletenhaft gewandtes, schnelles und gefährlich behendes Tier, so ganz anders, als ich es erwartet hatte. —

Wochenlang festigte sich dieser Begriff und diese Erfahrung noch weiter durch Erblicken des Tieres in der Ferne. Das zweite nahe Zusammentreffen aber mit ihm stempelte alles das zur vollsten Gewißheit!

Die Schrotflinte in der Hand, — vom damals noch nicht der Ufelsefliege erlegenen Reitesel herunterspringend, — eile ich linkerhand in eine von hohen Gräsern bewachsene Schlucht, wo ich Perlhühner hatte einfallen sehen.

Wie gewöhnlich sind sie weit von der Einfallstelle weggelaufen; eilig folge ich ihnen, um sie zum Aufstehen zu bringen. Da plötzlich richtet sich dicht vor mir eine bräunlich schwarze Masse automatenhaft schnell empor, stutzt sitzend einen Augenblick: und schon macht mein damals für dieses Tier noch nicht allzu geübtes Auge die mächtigen Konturen eines Nashorns im Hochgrase aus!

Blißschnell arbeitet das Gehirn in solchen Augenblicken. Flach liege ich im Momente auf dem Boden; schraubend und prustend, sich in eine Staubwolke hüllend, rast das Nashorn auf Fußbreite jetzt an mir vorbei, auf die Karawane zu, dicht vorbei an meinem Freunde Alfred Kaiser!

Er, der von einem Nashorn vor kurzem zweimal aufgespießt, wunderbarerweise mit dem Leben davongekommen und monatelang schwer krank darniedergelegen hatte, übte eine merkwürdige Anziehungskraft auf Nashörner aus!

Wo auch immer er sich befand, stieß er auf ein oder mehrere „Pharus“!

Aber lange Jahre inmitten der Beduinen des Sinai lebend, hat er stoische Ruhe gelernt; auch jetzt läßt er das Tier ungehindert die Karawane durchbrechen, in nächster Entfernung an sich vorbeisaulen.

Nur ein unbeschreiblich starkes, arabisches Kraftwort sendet er ihm nach; eine weithin sich erstreckende Staubwolke aber kennzeichnet den Weg des flüchtigen Tieres in der Ferne.

Ich aber darf mir zu einer knappen Errettung aus hoher Gefahr Glück wünschen; abermals habe ich gelernt, unter solchen Umständen vorsichtiger zu handeln, und habe den Begriff eines „narrow escape“ der englischen Sprache wiederum einmal in meinem Leben illustriert gefunden.

Am selben Tage hatte ich dann noch Gelegenheit, vier andere Nashörner, darunter eine Mutter mit einem Jungen zu sehen. Kurze



Wanze konnte es, bis der gewaltige Nashornballe sich niederstürzte . . . er trug die längsten Hörner, die ich jemals in dieser Gegend erblickt hatte . . .



Wanze hatte er sich niedersetzen, als auch schon die Madenhäuter, seine treuen Begleiter, sich auf ihm niederließen . . . sein unmerklich niederlanges Hornbecken sagte wie der Will eines abgestorbenen Baumes in die Luft empor . . . das Ganze sah einem Termitenhügel nicht unähnlich . . .

Zeit darauf aber lödt mich ein stark begangener Wechsel, zu einem Seltentümpel in trockenster Steppe hinführend, zum nächtlichen Anstz.

In jenen Hochsteppen wird es zur Nachtzeit bitter kalt; mit wenigen Leuten, einigen wollenen Decken, Laternen usw., ausgerüstet, breche

ich abends auf, um am Rande der Schlucht einen Anstich herzustellen. Jedoch wir haben nicht mit dem plötzlichen Sonnenuntergang in den Tropen gerechnet, kommen zu spät, verirren uns, und bald umfängt uns tiefe Dunkelheit, da der Mond erst gegen neun Uhr erscheinen wird. Zerstreute Felsblöcke und beschwerlich hohes Gras hindern Schritt und Tritt; es bleibt nichts übrig, als zum Lager zurückzukehren, so gut es geht. Aber auch das scheint in der Dunkelheit nicht möglich, und so beschließe ich, an Ort und Stelle zu verharren, bis der Mond erscheint, und der Rückmarsch ins Lager möglich wird.

Inmitten der Felsblöcke, über die der Fuß stolpert, das Knie sich verleht, jeder Schritt von spitzen, schmerzhaften Dornen und den rankenden, zähen Grashalmen gehindert wird, waren wir in der dunklen Nacht wie durch Zauber an die Stelle gebannt. Doch allmählich gewöhnt sich das Auge an die Dunkelheit und ist sogar imstande, die weißlichen Stämme und Äste einzelner Akazien in der Nähe auszumachen.

Nach geraumer Zeit ertönt dicht vor uns ein kurzer schnaubender Laut! Meine Leute lassen im Nu alles, was sie tragen, zu Boden fallen und mit einer Schnelligkeit, die unmöglich zu beschreiben ist, erklimmen sie zwei mächtig hohe, in unmittelbarer Nähe befindliche kahle Bäume. Nur mein Gewehrträger, der die schwere Elefantbüchse schleppt, stutzt einen Augenblick: „Pharu Bwana!“ tönt es halblaut von seinen Lippen. (Ein Nashorn, Herr!)

Ich muß ehrlich gestehen, daß sich mir damals meine wenigen Haare sträubten, und à tempo hatte ich die schwere Büchse ergriffen.

Jetzt nimmt das bereits an die Dunkelheit gewöhnte Auge im ungewissen Schimmer des tropischen Sternenhimmels und des mittlerweile erschienenen Mondes die ungeschlachte Masse des Nashorns dicht vor uns wahr. Wenige Meter hinter uns gähnt die tiefe Felschlucht, jeder Schritt wird gehemmt durch Felsblöcke, spitze Dornen, verschlungene Gräser! Lautlos, atemlos hocht die Gesellschaft meiner acht oder zehn Träger auf den Bäumen, da bewegt sich prustend das Nashorn einige Meter mehr auf mich zu.

Ich suche das Korn gegen den Sternenhimmel, gehe mitten in die schwärzliche, tierische Masse vor mir hinein — und — drücke —

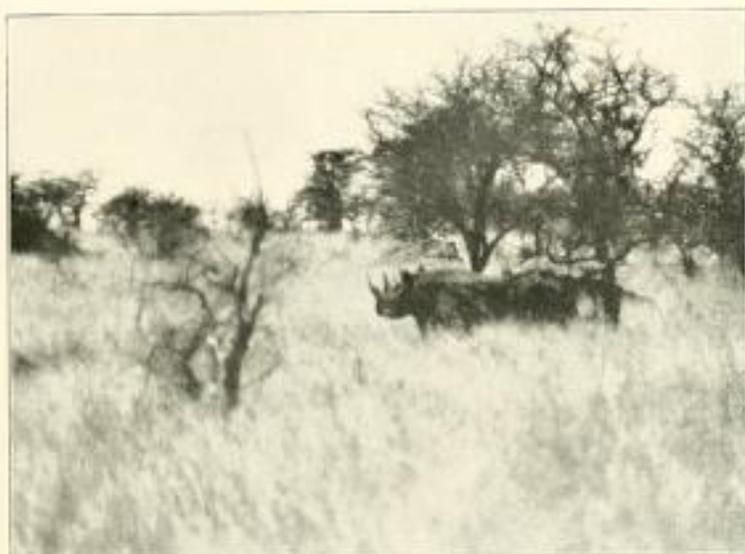
Mächtig donnernd dröhnt die gewaltige Pulverladung in der Felschlucht und bricht sich an den Klippen ringsum, vielfältiges Echo erzeugend.

Ich bin einen Schritt rückwärts getrieben von der Wucht der mächtigen Waffe und in die Knie gesunken; der linke Hahn wird schnell gespannt — bei so mächtigen Kalibern geht er, wenn gleichzeitig mit dem rechten gespannt, allzuleicht mit diesem zusammen los — und

jetzt erwarte ich ein Kommen des Gegners! Aber schnaufend und polternd verschwindet er den Hügel hinab — im Dunkel der Nacht — tiefe Stille tritt ein — wir alle verharren regungslos und horchen!

Nach einer ganzen Weile wird der Rückmarsch ins Lager angetreten; rufend und singend versuchen die Leute ein ähnliches nahes Zusammentreffen im Dunkeln nun nach Möglichkeit zu vermeiden.

Am anderen Morgen findet sich der erlegte, starke Nashornbulle sechzig Schritte vom Anschuß verendet. Die bleigepanzerte Stahlkugel



Wie angenehmt verhoffen die Nashörner — dann nahmen sie mich mit überraschender Schnelligkeit an . . .

sitzt mitten auf dem Blatt und findet sich auf der anderen Seite unter der Haut.

Nicht immer verlaufen solche Begegnungen mit Nashörnern zur Nachtzeit so günstig; unter Umständen greifen die Tiere vielmehr unbeschossen und ungereizt an und werden höchst gefährlich. Die Regel aber ist, daß das Nashorn, wenn es rechtzeitig das Nahen von Menschen nachts bemerkt, diesen ausweicht, wie ich es später sehr oftmals selbst erfahren habe.

In den Hochländern der Wasserscheide zwischen den Majailändern und dem Victoria-Nyanza hatte ich dann häufiger Gelegenheit, Rhinocerosse zu beobachten, und zwar sowohl in den wilden Bergwäldern dieser Plateaus, wie auch auf den offenen Ebenen, wo die Nashörner, von weitem sichtbar, einzeln und zu mehreren sich in der freien Steppe niedergetan hatten.

Damals schon wollte der Mechanismus meiner Repetierbüchse nicht recht funktionieren. Nichts ist geeigneter, den Schützen nervös zu machen als eine solche, meist in den unerwünschtesten Augenblicken eintretende Unzuverlässigkeit der Waffe, von deren unbedingter Gebrauchsfähigkeit sein Leben abhängt.

So kam es, daß sich das Angehen der paarweise in der kahlen, freien, völlig deckungslosen Steppe schlummernden Nashörner höchst aufregend gestaltete. Namentlich in einem Falle darf ich von Glück sprechen, da das zweite Nashorn die Flucht ergriff, nachdem ich das erste, — nach einstündigem Herankriechen in heißem Sonnenbrande — auf hundert Meter glücklich im Feuer erlegt hatte.

Allmählich so immer mehr mit der Eigenart des Tieres vertraut geworden, verliefen meine nächsten Begegnungen mit den gefährlichen Dickhäutern glücklich.

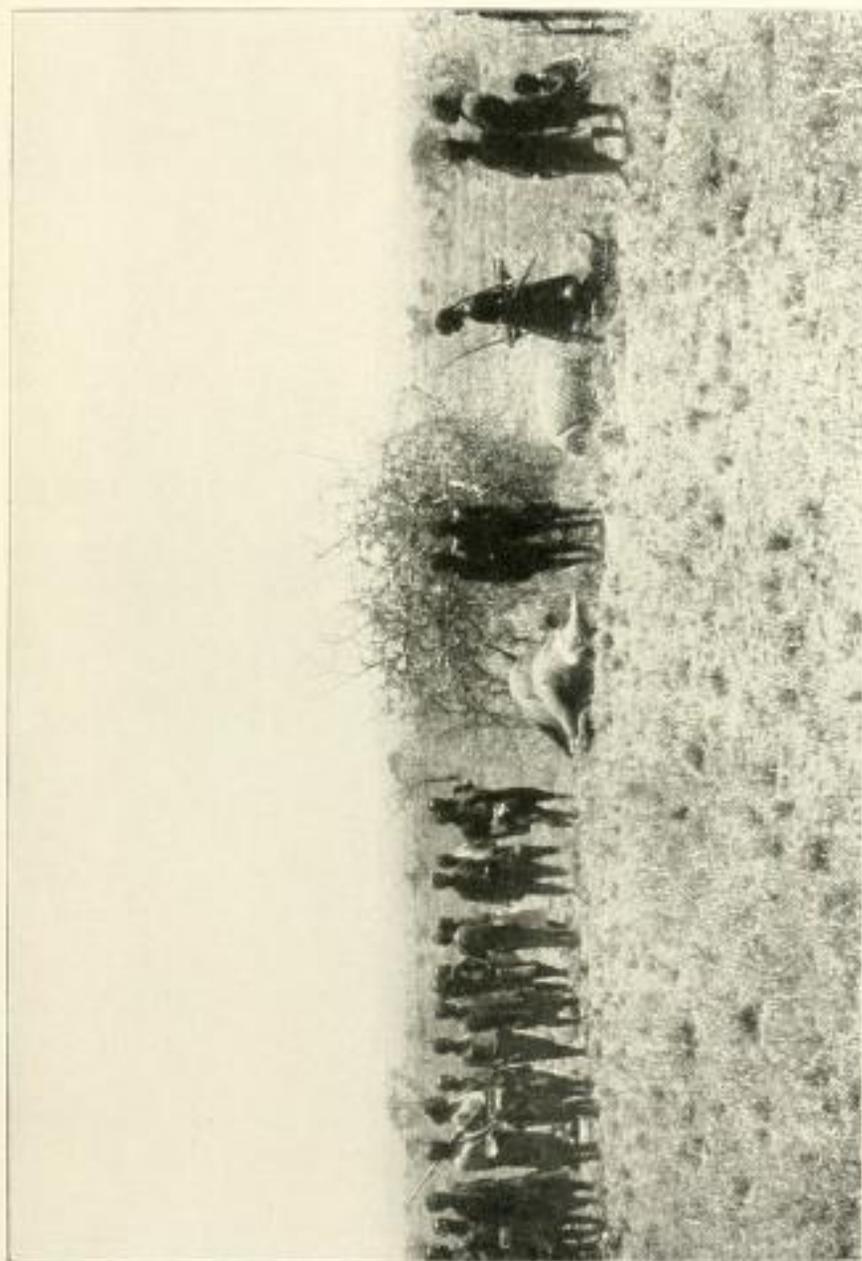
Ich greife wiederum einzelne Episoden, die das Verhalten des Nashornes unter verschiedenen Umständen charakterisieren, aus der großen Zahl meiner Erlebnisse heraus, überzeugt, daß dem Leser auf diese Weise ein möglichst wahres und naturgetreues Bild des Tieres geboten wird. —

Unvergeßlich wird mir namentlich die Erlegung eines sehr alten Nashornbullen in Britisch-Ostafrika, unweit Kibwezi, bleiben. An einem sehr windigen Morgen erlegte ich nach einem Fehlschuß glücklich einen Grantgazellenbuck mit nur einem kapitalen Horne. Im Begriff ihn abzufangen, fiel mein Blick zufällig nach links in die Steppe, wo ich eine dunkle Masse auf etwa 200 Meter bemerkte. Ich glaubte einen entwurzelten Baum zu sehen; aber kurze Zeit darauf, als ich wiederum hinblickte, war das dunkle Etwas verschwunden!

Mit dem Glaße überzeugte ich mich nun, daß ich es mit einem Rhinoceros zu tun hatte, das sich offenbar in seiner beliebten Weise sitzend aufgerichtet, nun aber wieder niedergetan hatte.

Bei dem sehr starken Winde gelang es mir, mich bis auf fünfzehn Schritte spiß von vorne dem Tiere zu nähern; ein kleiner Dornenstrauch gewährte mir dabei Deckung. Ich kam sorgfältig auf das Ohr des Nashorns ab, aber mit einem gewaltigen Ruck schnaubte das Tier auf mich zu, — glücklicherweise dabei fast auf der Hinterhand kehrt machend! — Meine zweite Kugel auf so nahe Distanz spiß von hinten abgegeben, ließ es dann wie einen Hasen im Feuer zusammenstürzen. Es war sofort verendet.

Der Anblick des erdfarbenen Riesen, wie er einem Wurzelstocke ähnelnd, gleichsam erdverwachsen in der sturmdurchwehten Steppe sich mir an jenem Tage zeigte und meine Blicke täuschte, tritt mir in plasti-



C. G. Schilling's Photo.

Sente nach ih es mit ein Hattiel, doß ich dies Ereignis überlebte, denn, so unglaublich es klingt, im selben Augenblicke machte sich bei beiden Hoshörnern die tödliche Wirkung meiner Schüsse geltend

(Beispiel aus dem Buch „Der Jäger des „Götterhals“ Seite 297.)

J. Vogelmann's Photo, Leipzig 1894.

scher Gestalt häufig vor die Seele, namentlich, wenn ich mich heimlich dabei ertappe, wie es mich mit nagender Sehnsucht hinauszieht in die ferne, weltmeergetrennte Masai-Njika, und die Steppe mit all ihren herben wilden Reizen ruft und lockt. . . .

Einige Jahre später — ich pflegte längst nur noch sehr starke Stücke zu bezagen —, beschloß ich einen alten, ganz außerordentlich starken Bullen, der auf einen ungünstig sitzenden Blattschuß zwar sofort flüchtig wurde, aber auf meine nächsten Schüsse in einem weiten Bogen — nach meiner Erfahrung eine häufig angewandte Taktik der Nashörner — auf mich zukam, und erst zehn Schritt vor meinen Füßen zusammenbrach. Der Bulle befand sich in Gesellschaft einer Nashornkuh. Auf die erste Kugel fuhren beide Tiere mit den Köpfen aufeinander los, der Bulle wohl in dem Glauben, von seiner Gefährtin verfehlt worden zu sein. Unverrückbar im Gedächtnis haftend wird mir auch hier die von den scheinbar so plumpen Tieren entwickelte Gewandtheit und Schnelligkeit bleiben. Selbstverständlich nimmt bei dieser Jagd analog der stets wachsenden Sicherheit aller mit gefährlichen Dingen Beschäftigten, das Selbstvertrauen des Jägers um so mehr zu, als er eine Reihe von glücklichen Ausgängen seiner Begegnungen mit dem wehrkräftigen Gegner erlebt.

Früher oder später aber tritt jedoch mit Bestimmtheit der gegenteilige Fall ein, und um so erfahrener der auf Löwen, Leoparden, Büffel, Elefanten und Rhinozerosse Jagende wird, um so vorsichtiger pflegt er zu werden.

Am Jipe-See hatte ich unerwartet, bei der Pürsche auf Kudus, eine Begegnung mit einem Nashorn, welches, dem Schlammhade in einer Lache entsteigend, plötzlich mit dem roten Lateritshlamme der Steppe bedeckt, von den schrägen Strahlen der untergehenden Sonne getroffen, auf fünfundzwanzig Schritte vor mir stand!

Instinktiv fühlte ich, daß das Tier mich annehmen würde. Im selben Augenblicke geschah dies auch, nachdem das Nashorn zwei- oder dreimal mit wiegender Bewegung den Kopf hin und her geworfen und durch den Geruchssinn meinen Standort ausgekundschaftet hatte. In diesem kritischen Momente stach meine Büchse ab! Die Kugel saß insgedessen zu hoch, aber glücklicherweise doch gut genug, um das Tier, das mich beinahe streifte, abzuwenden zu machen.

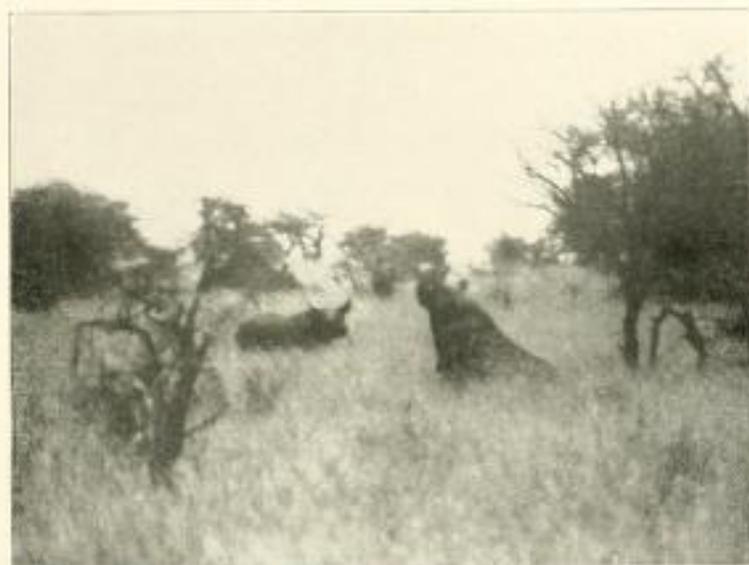
Mit knappster Not konnte ich, im allerletzten Augenblicke in einen dichten Dornbusch hineinspringend, mich wieder einmal vor dem Tiere retten!

Mit Blüheschnelle jagte es einen meiner Leute zweimal um eine gabelig dem Erdboden entwachsene dicke Akazie und verschwand dann in

den Dornen! Ein ferneres Schießen war mir wegen der rechts und links hinter Büschen und Bäumen Schutz suchenden Leute — ich war von etwa zehn Mann begleitet — nicht möglich, und das Tier entkam.

Wer das unbeschreiblich fürchterliche Gefühl des am Abzuge reißenden — auch auf flüchtiges Wild nur an gestochenes Schießen von Jugend auf gewohnten Schützen kennt, wird sich ein Bild meines Empfindens in diesen kritischen Sekunden machen können!

Ein heftiges Fieber, das mich am anderen Morgen zwei Tage an mein Bett fesselte, machte eine Nachschieße unmöglich.



Auf meine Kugel fuhr das Nashorn mit dem Kopfe mehrfach hoch in die Luft und gab mir Gelegenheit zu einer blitzschnell erfolgenden Aufnahme . . . Das zweite jüngere Tier wollte ich mit Absicht nicht erlegen . . .

Bei der Nashornjagd kommt es sehr wesentlich darauf an, daß man den Wind sorgfältig beachtet. Am zweckmäßigsten geschieht die Kontrolle der Luftströmung durch ein angezündetes Streichholz; in Ermangelung eines solchen durch Niederfallenlassen von Sand oder Emporhalten des angefeuchteten Fingers. Außer der Richtung des Windes kommt jedoch sehr in Betracht, ob die Nashörner von Madenhackern (*Buphaga errythroryncha*) begleitet sind oder nicht. In vielen Fällen verläßt sich das ruhende Tier auf seine kleinen treuen Kameraden aus der Vogelwelt; sie reinigen es nicht nur von Schmarozern, sondern warnen es auch unfehlbar bei nahender Gefahr. Letzteres geschieht durch schrilles Gezwitsher und eiliges Aufspringen. Durch die Vögel so gewarnt, stehen die Nashörner entweder blitzschnell auf oder nehmen

eine sitzende Stellung ein, um nun je nach den Umständen und den bisher gemachten Erfahrungen flüchtig zu werden, langsam fort zu trollen, oder — in menschenleeren Gegenden — sich wiederum niederzulegen.

Kann sich der Nahende selbst, nach dem ersten Alarm, mit günstigem Winde verbergen, und hat sich das Nashorn wieder niedergetan, so fallen meistens die Madenhacker, deren Anzahl zwischen einigen wenigen und etwa zwei Dutzenden zu schwanken pflegt, wieder auf ihrem Wirttiere ein. Sobald man aber sich diesem wieder nähert, verlassen sie von neuem das Nashorn, es so wiederum alarmierend. Wir sehen so abermals eine Vereinigung — eine Symbiose — eines sehr scharf witternden Tieres mit sehr scharfsichtigen Genossen!

Inwiefern eine bei fast allen von mir erlegten Nashörnern — meist an der linken Seite der Bauchflanke — aufgefundene Wunde bis zur Größe eines Fünfmarsstückes, mit der Tätigkeit der Madenhacker zusammenhängt, lasse ich dahingestellt. Die Eingeborenen behaupten, daß dieser „Dundo“ von den Vögeln herrühre. Ich habe Hautstücke mit diesen Wunden mitgebracht, um eine Untersuchung auf eventuelle Erreger zu ermöglichen.

Jedenfalls fand ich nur ein einziges Rhinoceros ohne einen dieser „Dundo“; die Rhinocerosse zeichnen sich durch solche Hautwunden vor den Elefanten aus, deren Epidermis bei gesunden Tieren stets glatt und unverleht erscheint.

Trotz der Tätigkeit der Buphagiden, die gelegentlich unterstützt wird durch solche von Raben, finden wir das *Rhinoceros bicornis*, namentlich an den nicht leicht zugänglichen Stellen seines Leibes, öfters besetzt mit teils außerordentlich großen Zecken in reichlicher Anzahl. Ich fand unter diesen parasitären Bewohnern verschiedene Arten, so *Amblyoma aureum* Nn., *Ambl. hebraicum* Koch., *Ambl. devium* Koch. und in sehr bedeutender Anzahl *Dermacentor rhinocerotis* (de Geer).

Sehr wahrscheinlich benutzt eine bisher unbekannte, gelegentlich meiner letzten Reise von mir entdeckte Zeckenart ebenfalls das *Rhinoceros* als Wirtstier; von den vorgenannten Zeckenarten ist jedoch *Dermacentor rhinocerotis*, wie es scheint, einzig und allein auf das „Pharu“ angewiesen.

Mehr wie vier „Pharus“ habe ich nicht zusammen angetroffen, obwohl ich häufig bis zu acht Stück zu gleicher Zeit sichtete.

In wunderbarer Weise ist bei diesen Tieren das Vermögen, sich zu orientieren ausgebildet, und allnächtlich legen sie in der trockenen Zeit viele Stunden weite Wege bis zum Wasser zurück.

Ihre Losung pflegen sie an bestimmten Stellen mit besonderer Vorliebe abzusehen, um sie dann mit den Hinterbeinen, rückwärts scharrend, auseinanderzustreuen.

Auf diese Weise entstehen breite Bahnen im Boden der Steppe.

Zweifellos dienen diese Ansammlungen von Losung als „Post“ und Orientierungsstationen für die Tiere, mit deren Hilfe sich die weit zerstreuten auffinden können.

Die Form der Hörner ist sehr individuell und variiert außerordentlich.

Die Hörner der Kühe werden länger und sind stets dünner, als die mehr gedrungenen, starken Hörner der Bullen.

Zuweilen sind die Hörner schwertförmig abgeplattet und zwar in denselben Gegenden, wo runde Hörner die Regel bilden. Außerordentlich, bis fast anderthalb Meter lange Hörner von Kühen kommen hier und da bei sehr alten Stücken vor.

In einzelnen, sehr seltenen Fällen finden sich mehr als zwei und bis zu fünf Hörner beim afrikanischen Rhinoceros. Umgekehrt werfen die Tiere unter Umständen eins oder auch beide Hörner ab. Ich glaube, daß zudem sehr bejahrte Stücke ihre Hörner manchmal verlieren, ohne sie zu erneuern. Ein hoch bejahrtes, alle Zeichen des Greisenalters aufweisendes, hornloses Exemplar, das ich erlegte, läßt mich das vermuten, wie auch die allerdings nur mit großer Vorsicht aufzunehmenden Berichte jagdkundiger Eingeborener. Die Entwicklung der oftmals eine gewaltige Länge erreichenden Hörner der afrikanischen Nashörner wird durch folgende Angaben am besten veranschaulicht, sie enthalten die Maße (in engl. Zoll) der längsten und bestentwickelten Hörner, die man bis heute kennen lernte.

Afrikanisches Nashorn (*Rh. bicornis*).

Eigentümer.	Woher?	Länge.
Dr. C. H. Orman	Ostafrika	53 ¹ / ₂
S. C. Hinde	„	47
Kaiserl. Museum Wien	?	44 ¹ / ₂

Das vor wenigen Jahren erst in Südafrika ausgerottete, heute nur in ganz vereinzelt Exemplaren noch zu findende sogenannte weiße Nashorn — eine Art, die nur im Süden des schwarzen Kontinents heimete, trug freilich noch längere Hörner! In folgendem seien einige Maße, wiederum in englischen Zoll, gegeben; sie sind wie die vorhergehenden Rowland Ward's Records of Big Game entnommen.

Weißes Nashorn (*Rh. simus*).

Eigentümer.	Woher?	Länge.
Col. W. Gordon Cumming	Südafrika	62 ¹ / ₂
Britisch Museum	„	56 ¹ / ₂

Heute, wie gesagt, fast völlig ausgestorben, war dieses kolossale Geschöpf das größte Landsäugetier, das nach dem Elefanten zur Zeit unserer Väter die Erde belebte. Vor kaum einem halben Jahrhundert war es dabei noch so häufig, daß der englische Jäger Andersson gegen sechzig Stück im Laufe weniger Monate im Gebiete des Orangeflusses und des Sambesi erlegen konnte . . .

Ich selbst habe das Horn eines Rhinoceros in Sansibar erwerben können, das gegen 54 englische Zoll lang ist, und meine selbstgelegten Nashörner weisen unter anderem die Maße von 86, 76, 72 und 62 $\frac{1}{2}$ Zentimeter auf, während die meisten übrigen von mir erlegten freilich bedeutend weniger lang sind.

Wirklich gefährlich wird das Nashorn dem Reisenden in dichtem Buschwerk, sei es in der Steppe inmitten der ausgedehnten Suedabüschel, sei es auf den Plateaus der Berge inmitten jener schwer passierbaren dichten, undurchdringlichen Vegetation, welche die Bergkämme, Lichtungen und Waldlücken, inmitten des hochstämmigen, flechtenbehangenen Waldes bedeckt.

Namentlich auf jenen oft nur schmalen Berghängen, in etwa 2000 Meter Höhe, und in dichter Deckung hat sich das Tier oft zahlreiche Lagerstätten unter den Büschen bereitet, die es abwechselnd aufzusuchen pflegt.

Mit Vorliebe hält es sich hier in Dickungen auf, die aus undurchdringlichsten Jasmin-, Smilax-, Pterolobium-, Toddalia-, Brombeeren- und anderen Sträuchern bestehen, dem Menschen kaum ein Eindringen gestatten.

Zur trockenen Zeit finden sich auf jenen Bergen alle Existenzbedingungen für Elefanten und Nashörner, und die Menge der Tiere konzentriert sich zu jener Zeit auf diese Höhenlagen. Es kann dann ein Eindringen in ihre Aufenthaltsorte sehr bedenklich werden.

Gehen wir mit schlechtem Winde und absichtlich möglichst lärmend, so pflegen allerdings die Tiere meist entweder dicht vor uns den Bergabhang hinabpolternd flüchtig zu werden, oder sie haben sich mäuschenstill und unhörbar bereits gedrückt, wenn wir von hundert zu hundert Schritt ihre außerordentlich zahlreichen, nassartig ausgelegenen Lagerstätten erreichen — die, wie gesagt, mit Vorliebe auf diesen Bergkämmen gelegen sind.

Marshieren wir indessen mit gutem Winde, so sind Renkontres auf allernächste Entfernung an der Tagesordnung, die begreiflicherweise höchst bedenklich sind, namentlich wenn es sich um mehrere Tiere handelt. Selbst die Wandorobbo und Wakamba suchen nur ungern diese Buentretiros der Nashörner auf; ich aber muß gestehen,



C. G. Schüttgen (Mus.)

Ein weibliches Rhinoceros (*Cerathorhinus asi. cavallatus* Wagn.) mit Jungem an der Spitze zur Rechten auf wenige Schritte Entfernung auf die Matte bannen zu können, hätte ich mir früher niemals träumen lassen.

R. Politzander (Mus.) Leipzig 1904.

daß ich nach einigen, höchst aufregenden Ereignissen inmitten jener Bergwildnis kein allzu großes Verlangen mehr hege, Ähnliches zu durchleben. Hier ist in der Tat der Jägersmann nicht mehr am Platze, der wie ich dies ja selbstverständlich stets tat, das Heft selbst in den Händen hat, und sich nicht von einer Leibgarde losknallender Schwarzer „beschützen“ läßt. Gilt es hier doch eventuell unter allen Umständen auf alles, was „Nashorn“ heißt, um das Leben knapp zu retten, zu feuern, gleichgültig ob weiblich oder jung — in der Tat kein erfreuliches Weidwerk!

Aber wenn auch die Begleitung schießen soll in jenen pfadlosen Dickichten — wo Mann an Mann, um nur eine Vorwärtsbewegung zu ermöglichen, dicht gedrängt hintereinanderkriecht, jede Aussicht aber versperrt ist, — dürfte selbst dieses vielfach beliebte System zu „jagen“ leicht verhängnisvoll werden, wenn alle Mann durcheinander knallen.

Erfreulicherweise werden also jene fernen Berge diesem verfolgten Großwilde noch jahrelang Zufluchtsstätten bieten. Erst dann vermögen sie ihre Bewohner nicht mehr zu schützen, wenn europäischer Erwerbssinn Handelsleute veranlaßt, eingeborene Jäger dorthin zu entsenden. Das Kaiserliche Gouvernement hat aber dankenswerterweise solchem Beginnen durch entsprechende Verordnungen vorläufig einen Riegel vorschoben versucht. —

Trotz mancher im höchsten Maße kritischer Situationen, in die mich meine Nashornjagden brachten, und in die ich ebenso durch zufällige Begegnungen mit den urwüchsigen Gesellen höchst unerwarteterweise geriet: in die höchste Gefahr kam ich voraussehenderweise erst dann, als ich es unternahm, auch diese Angehörigen einer fast verschwundenen gewaltigen Urfauna im Lichtbilde festzuhalten!

So leicht war dies Beginnen nicht! Eigentlich rege ist das Nashorn wie vieles andere Wild nur bei bedecktem Himmel; dann aber verjagt der Apparat. Grell beleuchtet in einem gewissen Winkel von der Sonne beschienen, muß ich die riesigen Tiere vor mir haben, und nicht zu weit darf die Entfernung sein — alles schwer zu erfüllende Bedingungen!

Auch muß der Aufnehmende in solchen Augenblicken vollkommen Herr seiner Nerven sein, seine Hand darf nicht zucken; sonst würde das Bild verdorben werden. Chiningenuß aber und Malaria disponieren in keiner Weise zu solchem Unterfangen; beides läßt unsere Hand ihr Werk unsicher vollbringen.

Wer es nicht selbst erprobt hat, den Apparat in der Hand — ohne die mir persönlich unbekannteren „mitschießenden“ Schwarzen — Nashörner in freier Steppe anzupirschen, möge nicht vor schnell ein solches Unterfangen unterschätzen



Zwei Nashörner hatten sich im Schatten eines Baumes niedergelassen . . .



Die alte Nashornkuh stand plötzlich auf mit der siebzehn anstrebend so plumpen
Gezähopfen eigenen Schnelligkeit.

Dennoch gelingt es zur günstigen Stunde, alle schädigenden Einflüsse zu paralisieren, und freudig sah ich nächstlicher Weise unter meinen Händen im Entwicklungsbade auf der Glasplatte erscheinen, was der starke „Säuber“ im Tage vollbracht!



Im nächsten Augenblicke folgte der Bulle ihrem Beispiel . . .



Mit ein leichtes Springen des Windes hatte zur Folge, daß sie gleich darauf Sprung machten . . .

Denn ein „Zauber“ ist und bleibt es für meine Karawanenleute, daß ihr Herr die täglichen Ereignisse so im kleinen Bilde ihnen wiederum vorführt; und das Kopfschütteln darüber nimmt kein Ende!

Mit dem Worte „Daua“ — Zauber — erklärt der Schwarze sich alles ihm unsagbare — — — — —

Mit den Erfahrungen der bekanntesten englischen Autoritäten, wie Mr. S. C. Selous, Mr. S. J. Jackson und anderer über den Charakter der afrikanischen Doppelnashörner übereinstimmend, fand ich Rhinocerosse stets nervös, leicht reizbar und im höchsten Grade unberechenbar. Die einzelnen Individuen benehmen sich sehr verschieden, und man weiß niemals, was sich ereignen wird, wenn man auf ein Rhinoceros Jagd macht! Das sollte ich zur Evidenz im November des Jahres 1903, gelegentlich meiner vierten und letzten Expedition bestätigt finden, als es mir glückte, eine höchst gelungene photographische Aufnahme zweier Nashörner zu machen.

Ich hatte mich während des ganzen Vormittages umsonst bemüht, ein Rudel Giraffen photographisch zu fixieren; die ungemaine Scheu dieser Herde hatte mein Beginnen vereitelt. Ermüdet und durstig war ich auf dem Heimwege zum Lager, als in etwa vier Stunden Entfernung von demselben zwei Nashörner sichtbar wurden, welche aus irgend einem Grunde an diesem heißen Tage noch in der Steppe rege waren.

Die Entfernung betrug etwa tausend Meter; der Wind war, wenn auch außerordentlich schwach, doch ungünstig. Ich schlug daher sofort einen großen Bogen und hatte die Genugtuung, beobachten zu können, wie die Nashörner nach etwa einer halben Stunde nebeneinander unter einem Strauchbaume sich niedertaten. Von nur zwei Leuten begleitet, denen sich noch zwei meiner Masai angeschlossen, gelang es mir, mich mit gutem Winde auf etwa 120 Meter den Tieren vorsichtig zu nähern. Die Nashörner waren ausnahmsweise nicht von Madenhackern begleitet; ein mächtig starker Dornenstrauch, der einem nur sehr wenig hohen, verlassenen Termitenhügel entsprossen war, bot mir die letzte vorhandene Deckung.

Mehrere Aufnahmen mit dem Teleapparat waren gelungen, als plötzlich aus irgend einer Ursache beide Nashörner à tempo blitzschnell, ihrer Gewohnheit entsprechend, aufstanden. Fast gleichzeitig bewegte das vorderste Tier, eine alte Kuh, mehrfach ihren Vorderkörper hin und her, um sofort, gefolgt von dem sie begleitenden Bullen, höhergehobenen Kopfes, in schnellem Galopp in gerader Richtung auf mich zuzustürmen. Ich hatte instinktiv gefühlt, was sich ereignen würde; die stets schußbereite Büchse war im Nu in meinen Händen, der Teleapparat hingegen seinem oft bewährten Träger übergeben. Es gelang mir, beide Angreifer mit sechs Schuß je zweimal im Laufe weniger Sekunden zu Fall zu bringen; tiefe Furchen bezeichneten die jedesmaligen Stürze der gewaltigen Tierkörper im Sande der Steppe.

Meine letzte Kugel feuerte ich im bestimmten Bewußtsein, daß nun mein letztes Stündlein geschlagen habe, auf drei Schritte der alten Kuh ins Genick, gleichzeitig nach rechts um den Dornenbusch herumspringend.

Meine Leute hatten längst die Flucht ergriffen, aber einer der Masai kreuzte mich in diesem kritischen Augenblicke und sprang vor mir direkt in den Dornenstrauch hinein!

Er hatte offenbar erwartet, die Tiere noch im letzten Augenblicke fallen zu sehen, wie er das von mir gewohnt war.



Die Masai nahen mich auch beschaltete an und erst im letzten Augenblick konnte ich sie mit der dritten Kugel zu Fall bringen . . . Sie trug ein über meterlanges Vorderbein . . .

Mit einer nicht zu beschreibenden Gewandtheit folgte mir das Nashorn unmittelbar, und halb um den Busch herumshawenkend, befand ich mich einen Moment zwischen den beiden Nashörnern — der alten Kuh und dem Bullen.

Heute noch ist es mir ein Rätsel, daß ich dies Ereignis überlebte, denn, so unglaublich es klingt, im selben Augenblicke machte sich bei beiden Nashörnern die tödliche Wirkung meiner Schüsse geltend.

Ich war auf meiner Flucht kaum zwanzig Schritte vom Dornenbusch entfernt, als ein wahnsinnig gellendes Geschrei sowohl meiner weit entfernten Leute als auch des in den Busch geflüchteten Masai erscholl und mich veranlaßte, mich umzuwenden.

Es bot sich mir nun ein höchst eigentümlicher Anblick. Zitternd, mit verstörtem Gesichtsausdruck sah ich den Masai-Moran so weit wie

möglich in den Dornenbusch gedrängt; buchstäblich gegen ihn gelehnt, stand wankend die blutüberströmte Nashornkuh; sie fast berührend, war hinter ihr der Bulle zusammengebrochen, und sein mächtiger Kopf schlug mehrfach halb im Todeskampfe auf den harten roten Lateritboden der Steppe.

Das gellende Geschrei des Masai und seiner Freunde erscholl, wie stets bei diesen Männern, in einer seltsam mit diesen Kriegerern kontrastierenden hohen Sopranlage!

So schnell wie möglich hatte ich meine Büchse geladen und die endgültige Erlegung beider Tiere erforderte dann noch drei Fangschüsse.

Trotz des starken Schweißverlustes und der gut sitzenden Kugeln hätten also die Nashörner mich um Haaresbreite getötet. — — —

Die so greifbar fürchterliche Nähe der lokomotivartig schnaubenden Angreiferin, der blutüberströmte Anblick, den sie bot, als sie mich fast auf den Hörnern hatte, verfolgte mich, ich muß es gestehen, noch längere Zeit — die geschäftige Phantasie läßt mich auch heute noch zuweilen diese Situation abermals durchleben.

Das war in der That wiederum ein, wie die Engländer bei solchen Gelegenheiten lakonisch zu sagen pflegen: „narrow escape!“ ein „knappes Entrinnen!“

Interessant war mir bei dieser Begebenheit die grenzenlose, gleichmütige Ruhe, die meine doch auch aufs höchste gefährdeten Begleiter, namentlich aber der im Dornenbusch so hart bedrängte, nach wenigen Minuten schon an den Tag legten, als die Zerlegung der Nashörner und das Ausschuchen der besten Fleischstücke ihre Aufmerksamkeit vollauf in Anspruch nahm, und das übliche Streiten um besonders begehrte Wildpretstücke begann.

Viele andere Erlebnisse mit dem, wie gesagt, stets unberechenbaren e'munj verliefen ähnlich, wenn auch nicht ganz so aufregend, wie das eben beschriebene.

Besonderer Erwähnung verdienen zwei nächtliche Abenteuer — in des Wortes wahrster Bedeutung, — die ich mit Nashörnern erlebte und die auch anderen bekannten Reisenden hier und da zuteil geworden sind.

Ganz im Widerspruch mit der sonstigen Scheu und Vorsicht dieser Tiere steht es, daß sie nächtlicherweile unter Umständen jede Angst vor dem Menschen abzulegen scheinen. In einer dicht mit Dornenwuchs bedeckten Talsenkung hatte ich bei einer Gelegenheit mein Lager aufschlagen müssen, und meine Leute hatten sich nach der Abendmahlzeit ermüdet zur Ruhe begeben.

In der Nacht wurde ich plötzlich von einem meiner Boys heftig geweckt, und „Bwana tembo!“ „Herr! Ein Elefant!“ flüsterte er mir mehrmals hintereinander unter den Zeichen größter Aufregung ins Ohr, während gleichzeitig mehrere andere Leute meiner Karawane sich in mein Zelt drängend, mir dieselbe Meldung angstvoll abstatteten.

Aus dem Schlafe aufschreckend, sprang ich von meinem Lager — ergriff eine meiner bereitstehenden Büchsen, um nach den vermeintlichen



Nasirallah (links) mit dem Träger) phot.

Ein langer Vollbart machte mich 1890/1900 unbefähigt. — In Erwartung der von Sager durch ausgeladete Netze herbeiführenden Beute hielt ich, zu der Erdboden allenthalben mit scharfer Laas bedeckt war, auf dem Rasborn hingestreckt, eine Ziege, und nur selten habe ich so gut geschlammert als auf dieser eigenartigen Lagerstätte... Die Haut dieses von mir erlegten Nasobornbullen befindet sich heute im Königl. Museum für Naturkunde zu Berlin.

Elefanten Ausschau zu halten — als im selben Augenblicke noch mehrere andere verschlafene Träger über den Boden kriechend sich an mein Zelt drängten und mit allen Zeichen des Entsetzens mit ausgestreckten Armen auf eine große dunkle Erscheinung, etwa vierzig Schritte von meinem Zelte entfernt, wiesen.

Sofort erkannte ich in dem regungs- und bewegungslos wie aus Stein gemeißelt verharrenden gewaltigen Tiere ein Rhinoceros, das so mitten unter den kleinen Zelten meiner Träger sich aufgepflanzt hatte, offenbar erstaunt, plötzlich seine Weidegründe von Menschen okkupiert zu finden.

Wenige Sekunden darauf hatten fast sämtliche meiner Träger hinter mir Schutz gesucht und ich konnte unwillkürlich ein Gefühl der Freude über die wundervolle Disziplin meiner Wache nicht unterdrücken, die auch unter solch kritischen Umständen nicht von dem strikten Verbote des Schießens zur Nachtzeit abzuweichen gewagt hatte.

Ein kurzer Zeitraum verfloß, während dem das Nashorn starr und bewegungslos verharrte. Aber ich hielt es doch für besser, hier das Praevenire zu spielen und versuchte ihm eine Kugel auf das Blatt zu setzen.

Mit dem peitschenartig kurzen Knall meiner Büchse warf sich das Tier mit einem heftigen Schnauben herum und verschwand in den nahen Dornen, polternd und sauchend das Weite suchend.

Eine Nachsuche erwies sich am andern Morgen in dem undurchdringlichen Dornendickichte als vollkommen undurchführbar.

Ein ganz ähnliches Erlebnis habe ich an den Ufern des Rufusflusses gehabt. Ein Nashorn geriet auch hier nächtlicherweise mitten in mein Lager, und auch hier wagte der Posten nicht zu feuern.

Im Anfange meines afrikanischen Aufenthaltes noch wenig mit der Eigenart dieser riesigen Tiere vertraut, erlebte ich eine nächtliche Episode ähnlicher Art.

Hier waren jedoch die beiden Nashörner nicht in den Bereich des Lagers gewechselt, sondern tauchten plötzlich im Gegenfaze zu meinen späteren nächtlichen Besuchern, welche in sehr dunklen Nächten sich so nahe unter Menschen gewagt hatten, im hellsten Mondlichte in der Nähe des Lagers auf wie immer geräuschlos und dem Ohre nicht vernehmbar.

Die Nacht war eifig kalt, und mehrere wollene Decken vermochten doch kein Gefühl der Wärme zu erzeugen.

Ich wurde geweckt und sprang von meiner Lagerstatt, um, nur mit einem Hemde und einer Brille bekleidet, die beiden vermeintlich dicht am Lager befindlichen Nashörner sehen und womöglich erlegen zu können.

Aber die Tiere waren mittlerweile bereits weiter gebummelt, und in meiner primitiven Kleidung folgte ich ihnen mit dem Posten etwa 200 Schritte in die Steppe hinaus.

Diese frostige nächtliche Expedition hatte jedoch ebenfalls kein Resultat.

Zahlreiche andere Begegnungen mit Nashörnern verliefen stets glücklich für mich, wenn ich auch noch zu verschiedenen Malen von den beschossenen oder auch nicht bejagten Tieren aufs äußerste bedrängt, nur knapp mit dem Leben davonkam.

Vielen Hunderttausenden von Nashörnern gewähren die ungeheuren Steppengebiete Afrikas heute noch Unterkunft und Wohnstätten.

Niemand vermag zu sagen, an welchem Tage das letzte „Pharu“ dem Menschen erliegen wird; — daß aber dieser Tag nicht fern ist, daß er nach wenigen Jahrzehnten zu berechnen, scheint mir gewiß.

Mit dem letzten Nashorn wird der Kulturmenschen wiederum einen Lebensfaden zer schnitten haben, der seit uralten Tagen sich weiter spinnend, unzählige Millionen von Individuen erzeugte, die stark wie Riesen alle ihre Feinde überdauerten und gepanzert und gewappnet schienen auch gegen alle künftigen Feinde

Aber im Buche des Schicksals stand es verzeichnet, daß diese schon in der Oligozänzeit auftauchenden Kolosse in unsern Tagen winzigen Metallstückchen erliegen sollten, die kluge, zweibeinige Zwergge aus weiter Entfernung mit unheimlichster Zaubergewalt in die Körper der Kolosse zu entsenden verstehen.



Die Präparation des Hier von mit erlösten Elefanten, seines Schädels und der Haut des Tieres erforderliche anstrengte Arbeit während einer Woche.



In düsterer Gewitterstimmung erinnerte die Nacht sehr an die norddeutsche Heide

XIII.

Rhinozerosfang.

„Dann wird es hoffentlich auch gelingen, einmal ein junges, deutsch-afrikanisches Nashorn lebend herüberzubringen, ein Festtag für unsern Zoologischen Garten!“ . . . Diese Worte schrieb mein Freund Dr. L. Heck 1896 in seinem „Tierreich“.

In demselben Jahre betrat ich zum ersten Male afrikanischen Boden. Viele Illusionen, entstanden durch eine allzu kolonial-optimistische Literatur, mußte ich da bald begraben, nicht zum wenigsten auch in bezug auf die Möglichkeit der Erlangung lebender, dort drüben heimatender Tiere. Viele Anstrengungen sowohl in Deutsch- wie in British-Ostafrika waren gemacht worden, ein junges Nashorn oder einen jungen Elefanten lebend nach Europa zu bringen.

Während letzteres bis heute noch nicht erreicht worden ist, gelang mir ersteres erst, nachdem ich zum vierten Male den schwarzen Erdteil aufgesucht, und zum dritten Male mit einer eigenen Karawane ins Innere gezogen war. Gutem Vernehmen nach hat allein die sogenannte Straußenzucht-Gesellschaft am Kilimandscharo in früheren Jahren an die vierzehn junge Nashörner durch kenntnislose Aufzucht verloren. Der Bau der Uganda-Eisenbahn, welche Mombassa mit dem Victoria-Nyanza verbunden und die Möglichkeit eines Transportes, auch schwerer Güter, zum Meere gegeben hat, hat ebenfalls nicht diesen heißen Wunsch aller zoologischen Gärten erfüllt.

Es muß seine guten Gründe haben, daß dem so ist, und diese Gründe liegen sowohl in der schwierigen Erlangung beispielsweise eines



C. G. Solomons phot.

Ein junges Nubhorn nachts an der Tränke. Wenige Nächte früher gelang es mir indes, auch eine Nubhornmutter mit ihrem Jungen zusammen im Bilde festzuhalten . . .

8. Papstades Foto, Gering zinnig.

jungen Nashorns, als auch in der Schwierigkeit der Milchbeschaffung, bezw. in der Hinfälligkeit des Rindviehes, wenn es von einem Ort zum anderen transportiert wird. Zum Teil aus denselben Gründen gelang es bis heute nicht, aus der Zahl der herrlichen Fauna Ostafrikas viele andere schöne Tiere lebend nach Europa zu bringen. Noch ist kein Elefant, keine Giraffe oder Elenantilope, keine Oryx, keine Pferdeantilope, keine der herrlichen Grantgazellen, Impallahs und Wasserböcke, Kuhantilopen und Kudus in einen unserer Zoologischen Gärten



Oryxsch. phot.

Auf zweifache Weise hatte ich den Nashornbullen zur Strecke gebracht — Bejudenten Herzens in der bedungslosen Steppe mit der Camera und dann erst mit der treuen Büchse . . .

gelangt — ganz zu schweigen von vielen kleineren Bewohnern der ostafrikanischen Njika!

Dies wirft ein schlagendes Licht auf die schwierigen, klimatisch schlechten Verhältnisse des Landes.

Weder aus Deutsch-Ost-, noch aus Südwest- oder Westafrika ist es überhaupt bis zum heutigen Tage gelungen, irgendwelche regelmäßige Einfuhr von lebenden Tieren in Schwung zu bringen. Was der Initiative des bekannten Tierimporteurs Menges häufig im Somalande, — einem allerdings ganz unvergleichlich gesünderen Lande, in dem Kamele und Pferde leben können — gelungen ist: die Organisation regelmäßiger Exporte fremdländischer Tiere ist für irgend eine unserer kolonialen Besitzungen immer noch nicht in die Wege geleitet. Unter sachverständiger, vertrauenswürdiger Leitung ließe sich da vielleicht mit genügendem Kapital höchst Ersprießliches leisten und mit Rücksicht auf die Wissenschaft, wie aus nationalem Interesse eröffnet sich hier eine schöne und allgemeinsten Teilnahme würdigste Perspektive!



Original photo.

Dr. Vogelbeiner's Ferkel, Leipzig, 1904.

Gedächtnis gelang mir die erste Kränkung meines jungen Nashornes. Bald hatte es mich lebhaftem und ich mußte ihm längere Zeit Gummibanderte leiten, bis ich einige meiner Leute in dieser Berrichtung angeleitet hatte

(Beigleiche auch: „Der Jambou des Glücks“ Seite 406-414.)

Im Mai 1903, an der Westseite des Kilimandscharo weilend, beschloß ich wiederum unter allen Umständen den Versuch der Nashorn-Aufzucht zu machen. Dieser Versuch erforderte freilich eigens zu erwerbende Kuhherden und die unentwegte Suche nach einer Nashornmutter mit einem Jungen von fangbarem Alter, die ich früher — ohne zu meiner Verfügung stehendes Milchvieh — stets geschoht hätte!

Inmitten dickster Dornenwildnis, deren Undurchdringlichkeit jetzt



Ogcock foto.

— Anfänglich nahm das Nashorn nur Milch, die ich ihm selbst spendete.

unmittelbar nach der Regenzeit durch grüne Vegetation und hohe Gräser erhöht wurde, sichtete ich nach vielen vergeblichen Versuchen endlich ein altes Nashorn mit noch kleinem Jungen.

Die Alte hatte mich bereits halb und halb durch ihre scharfe Witterung wahrgenommen. Jeden Augenblick konnte sie in den Dornen verschwinden; ich bin daher gezwungen, spitze von vorne zu schießen. Sie wirft sich blitzschnell herum und verschwindet krachend und polternd — gefolgt von dem Jungen — in der Wildnis. Meine Kugel hat nicht gut gefessen, eine nur geringe Schweißfährte zeigt sich.

Nun folgt eine aufregende, unfählich anstrengende Suche, bei der meine Leute und ich mühsam zwischen den Dornen uns hindurch winden müssen. Bald sind meine Kleider zerfetzt, Arme und Hände, wie auch mein Gesicht vielfach zerschrammt und blutend; jeden Augenblick erwarte ich auf nächste Entfernung mit dem angeschossenen und wütenden Tiere

zusammenzustoßen. Meine Schwarzen klettern auf Termitenhügel um Aussicht zu halten — da — plötzlich scheint einer das Nashorn erpäht zu haben!

Schnell erkletterte ich selbst den Hügel, aber enttäuscht nehme ich ein anderes Nashorn, — einen Bullen nach der Kürze und Dicke seiner Hörner, — wahr. — Er darf uns jetzt nicht aufhalten! Glücklicherweise erhält er Wind und wird flüchtig; schweißtriefend und atemlos folgen wir wiederum der Fährte der Kuh, die häufig von Fährten



Wegen der großen Hitze machte ich mit dem jungen Nashorn Halt in der Nähe bei Dullmanbühnen. . . friedlich schlammerte es tagüber hundertlang im Lager und hielt gute Beobachtung mit dem Abegaffen und seinen Ziegen.

anderer Nashörner aus der vergangenen Nacht gekreuzt, nicht so ganz leicht zu halten ist.

Jeder Augenblick ist spannend. Die Vegetation würde uns vor einem angreifenden Nashorn keinen Schutz gewähren, wohl aber würde sie das anstürmende Tier in keiner Weise hindern, sondern von ihm wie Streichhölzer zerknickt werden!

Es wird Mittag, die Hitze hat ihren Höhepunkt erreicht, und immer noch folgen wir mit angespanntester Aufmerksamkeit unter quälendem Durste so schnell wie möglich der Fährte, — durch trübe Erfahrungen gewöhnt, umspannen meine Hände die jeden Augenblick schußbereite Büchse. Stunde auf Stunde vergeht, ohne die kürzeste Unterbrechung unserer eiligen Verfolgung.

Wenig Hoffnung bleibt, das ersehnte Wild zu erreichen; da gelangen wir an einen Regenwassertümpel, in dem es sich eben erst mit

seinem Jungen gesuhlt und erfrischt hat. Das trübe lehmartige, wenig angenehm duftende Wasser bietet aber auch uns Erquickung. Wir können uns orientieren, und finden, daß das Nashorn einen ungeheuren Bogen, nunmehr wieder in der Richtung auf das Lager zu, geschlagen hat.

Das aufgefundene Wasser bietet mir die Möglichkeit bis zum Einbruch der Nacht die Verfolgung fortzusetzen. Wenig erfreulich ist dabei die Aussicht, unter Umständen in der Steppe übernachten zu müssen, die zur Nachtzeit von so zahlreichen Nashörnern besucht wird.

Da plötzlich in einer kleinen Akaziendickung nehme ich die aufmerksam regungslos verharrende Nashornmutter dicht vor mir wahr, und ehe sie eine Bewegung hat ausführen können, liegt sie durch einen Schuß ins Ohr getötet vor uns in den Dornen.

Das Junge schreit durchdringend, kommt einige Schritte auf mich zu und ergreift dann die Flucht.

Die Alte wälzt sich noch einige Male im Todeskampf; ich gebe ihr noch zwei Fangschüsse, gleichzeitig meine Begleiter anfeuernd, sich auf das Junge zu werfen!

Doch dieses wendet sich schnaubend uns entgegen, aber da wälzt es sich schon fest von mir umarmt mit mir zusammen am Boden, und ist blitzschnell gefesselt, da jeder meiner Leute einen Strick für diesen Zweck mit sich führte. Anfänglich folgt es mir willig, der ich ihm ein Stück Haut des alten Tieres vorhalte, dann aber weigert es sich quiekend mitzugehen. Schnell entschlossen lasse ich vier Mann bei ihm und sende Eilboten ins Lager, um Leute zu holen. Spät am Abend kommt es dann glücklich unter großem Jubel der Träger im Lager an.

Nun aber beginnen erst die großen Schwierigkeiten der Aufzucht, und ich muß noch eine ganze Anzahl von Kühen erwerben. Dann aber gewöhnt es sich an eine Ziege und, von mir wochenlang auf das sorgfältigste gepflegt und gewartet, gedeiht es nunmehr prächtig, um endlich glücklich sein Ziel, den Berliner Garten zu erreichen, wo es, immer in Gesellschaft seiner Ziegen sich wohl zu befinden scheint. Bei der späteren Aufzucht des „Nashörndchens“ war mir, nachdem ich das Tier mit größter Mühe persönlich „futterfest“ gemacht hatte, Herr Feldwebel a. D. Merkel, dann vorübergehend Ansiedler am Kilimandscharo, insofern sehr nützlich, als er meinen Leuten mit dem Tiere in einer seiner Viehkraale Aufnahme gewährte, als ich selbst weiter in die Steppe zog.

Auch mit Schwierigkeiten verbunden war später sein Transport zur Küste, den es zu Fuß zurückschleppte. Zur Zeit der größten Hitze war ich gezwungen, oft nachts mit ihm zu marschieren, und ein sehr schweres Sieber verdanke ich wohl einem Übernachten ohne Moskitoneß ihm

zuliebe inmitten einer sehr ungesunden Gegend an der Karawanenstrafe.

Nun erreichte es glücklich Neapel. Dr. Heck war ihm hier entgegengefahren und hatte von Chiasso aus einen Spezialwagen zu seinem Transporte mitgebracht. Hocherfreut war er, den so ersehnten Fremdling gesund begrüßen zu können; ebenso erregte er bei den Herren der zoologischen Station Neapel, welche ihn unter Führung von Professor Dohrn besichtigten, größtes Interesse.

Nach reiflicher Überlegung zogen wir jedoch den Transport auf dem Seewege auch fernerhin vor. Der Landweg erschien uns hauptsächlich aus klimatischen Gründen jetzt im Januar ungeeignet, trotz des sehr freundlichen Entgegenkommens der italienischen Eisenbahnbehörden, welche durch die Güte des italienischen Botschafters Grafen Lanza in Berlin außerordentlich hilfsbereit waren. Unser Transport gelang denn auch glücklich, obwohl wir im Mittelmeere einen Mistral erlebten, der uns fast zwei Tage den Genuß eines Orkanes auf hoher See auskosten ließ. „Windstärke 11“ und „Schiff stampft gewaltig!“ war im Schiffsjournal vermerkt; 45 Grad legte sich der 6000-Tonner auf die Seite!

Trotz alledem überstand das junge Tier die Reise, und in Hamburg hatte Herr Hagenbeck in freundlicher Weise alles vorbereitet, um uns die schnelle Überführung nach Berlin zu ermöglichen, wofür ich ihm besonderen Dank schuldig bin.

So vermögen wir nun endlich das so interessante Tier, welches sich vor seinen schwerfälligen indischen Vettern durch Gewandtheit, relative Stierlichkeit und außerordentliche Länge der Doppelhörner auszeichnet, in der Gefangenschaft zu studieren und sein Wachstum und seine Ausbildung zu beobachten.¹

Zwei weitere junge Nashörner kamen dann noch in meinen Besitz, jedoch war ich in ihrer Aufzucht nicht so glücklich, wie bei dem ersten.

In einem Falle fand ich die Fährte eines Nashorns mit seinem Jungen am Wasser. Diesmal nahm ich — ausnahmsweise begleitet von meinem Präparator Orgeich — die Verfolgung auf, die uns stundenlang über schwieriges, steiniges und hügeliges Terrain führte. Von Madenhackern gewarnt, nahm die Alte mit dem Jungen die Flucht, bevor ich schießen konnte. Von einem Hügel aus konnte ich ihr Verschwinden in der Steppe lange verfolgen. Wiederum nahmen wir die Verfolgung

¹ Das Nashorn ist mittlerweile — Januar 1907 — im Berliner Zoologischen Garten zu einem prächtigen Exemplar herangewachsen; vergleiche auch: „Der Zauber des Elefants“, Seite 408.

auf, um nach abermals vierstündiger Jagd das Nashorn in einer großen, nur hier und da baumbestandenen Grasflur aufzufinden, in der es stehend verharrte, durch die Verfolgung argwöhnisch gemacht.

Es stand unter einem Akazienbaume. Ich kroch auf hundert Schritte heran; meine Kugel schlug durch einen dicken Ast dieses Baumes, das Tier dennoch auf dem Fleck tötend. Ich wartete, bis alle meine Leute, vorsichtig auf dem Boden kriechend, sich mir genähert hatten. Dann sandte ich die mich begleitenden fünfzig Mann nach rechts und links aus, um das Junge „einzukesseln“. Jedoch vergeblich! Es durchbrach die Reihen seiner Säuger und verschwand in der Steppe.

Ein fünfstündiger, scharfer Marsch führte mich zum Lager zurück, ein ebensolcher anderen Tages wieder zu dem erlegten Nashorn hin.

Am nächsten Morgen fanden wir es wiederum bei der erlegten Mutter; abermals ereignete sich dasselbe, trotzdem diesmal hundert Mann mir zu Gebote standen. So mißlang uns dieser Fang vollkommen!

In einem anderen Falle, nachdem die Verfolgung einer Fährte, sieben Stunden anhaltend fortgesetzt, endlich zum Ziele geführt hatte, erblickte ich die Nashornmutter im Scheine der untergehenden Sonne nicht weit vor mir in der Dornensteppe.

Auf meinen Schuß wurde sie schwerkrank flüchtig; nach anhaltendem Laufen gelang es mir aber, sie zu Fall zu bringen. Wir stürzten uns auf das schon relativ große junge Tier, aber vergeblich; es entfloß schneller, als wir zu folgen vermochten. Bald war ich ganz allein und wartete bei dem erlegten alten Nashorn, ob etwa das Junge zurückkehren würde. Im Eifer der Verfolgung waren alle meine Leute ohne Ausnahme, angepörrt durch die ausgesetzten Belohnungen, dem jungen Tiere gefolgt. Es dämmerte bereits, als endlich meine zwei Flintenträger zurückkamen. Niedergeschlagen machten wir uns zum Lager auf. Nichts ist niederdrückender als der Gedanke, so dicht beim Ziele wiederum enttäuscht worden zu sein und zwecklos das Muttertier getötet zu haben. Wiederum war die mühevollste Arbeit eines ganzen Tages umsonst gewesen.

Am nächsten Morgen zog ich, gefolgt von allen meinen Trägern, bis auf die notwendigen Wachen im Lager, abermals zur selben Stelle, in der Hoffnung, das Junge anzutreffen. Aber nur Hunderte von Geiern und einige Marabus fand ich hier vor, angelockt durch das verendete Nashorn. So gab ich meinen Leuten Anweisung, die Hörner des Tieres loszulösen und das Fleisch ins Lager zu schaffen.

Ich selbst begab mich mit nur drei Gewehrträgern einige Schritte abseits in die Nähe einer tiefen Regenschlucht, wo ich am Abende vorher

einige seltene Vögel wahrgenommen hatte. Nahe bei der Schlucht sprang plötzlich der junge Nashornbulle auf, dicht vor meinen Füßen.

Ich hatte ihn, der mit dem rötlichen Erdboden der Steppe durch ein Schlammbad überzogen, sich nicht von seiner Umgebung abhob, so wenig wie meine Leute wahrgenommen!

Durch die Schlucht, die sich verzweigte, an einer Flucht gehindert, stürzte sich das junge Tier mit erstaunlich starkem Schnauben auf mich,



Als ich die Nashornmutter erlegt hatte, ergriffen angeichts der drohenden Haltung des Jungen meine Leute die Flucht, hielt einen Besorgensperioden zu wagen.

den Kopf mit dem kleinen Horne tief gesenkt. Ich ergriff jedoch, so schnell ich vermochte, seinem Hornstoße ausweichend, seinen Hals, umklammerte diesen und nun wälzten wir uns beide am Boden, wobei ich nicht unerhebliche Kontusionen davontrug.

Da stürzten sich aber auch meine Leute schon auf das Tier, und ein furchtbares Gebalge entspann sich. Gleich darauf hatten sich alle meine vom erlegten Nashorn herbeigeeilten Träger auf uns geworfen, und das junge Tier wurde glücklich gefesselt, um auf einer schnell improvisierten Tragbahre ins Lager geschafft zu werden.

Es gedieh einige Tage gut. Dann aber zeigte sich eine Geschwulst am Unterkiefer, die allmählich, unter starker Eiterung, einen bösartigen

Charakter annahm. So verlor ich das Tier nach einigen Tagen; eine harte Enttäuschung, da es schon so gut zu gedeihen schien!

Abermals schien mir das Glück günstig, und ich konnte ein Nashorn mit einem Jungen erlegen. Doch wiederum vermochten wir uns des Jungen nicht zu bemächtigen. Die Schußstelle war weit ab vom Lager; enttäuscht zogen wir heimwärts, um in aller Frühe am nächsten Morgen wiederum zurückzukehren. Sorgfältig suchte ich mit dem Glaße nach dem jungen Tiere; ich finde es nicht. Wir nähern uns der erlegten Alten.

Da nimmt ein scharfes Hegerauge eine Bewegung in den Büschen wahr. Mit dem Glaße kann ich mich überzeugen, daß es das junge Tier ist, das sich dort aufgerichtet hat und bewegungslos, argwöhnisch lauscht. Nach einer Weile legt es sich wieder hin, völlig von Büschen verdeckt.

Wir nähern uns ihm mit günstigem Winde lautlos bis auf wenige Schritt, da bricht es schnaubend aus den Büschen hervor! Schon durchzuckt mich ein freudiges Gefühl: es hat die Richtung auf mich genommen, und wiederum hoffe ich, meinen bewährten Halsgriff ausführen zu können, als es links abshawenkt. Die ihm nächsten Leute wagten nicht zuzugreifen, und eine wilde Jagd meiner gesamten Träger folgt ihm nun wiederum in die Steppe hinaus! Noch sehe ich, wie ein besonders schnellfüßiger Träger, ein Ugandamann, es beinahe einholt und an seinem charakteristisch hochgetragenen Schwanz es fast zu ergreifen vermag; dann aber geraten Wild und Verfolger in die Dornen des Pori und nach zwei Stunden kommen alle meine Leute, aufs äußerste ermüdet, halb verdurstet und ergebnislos zurück!

Derartige vergebliche Anstrengungen erlebt man drüben leider fast alltäglich; immer aber wieder bleibt es höchst niederdrückend, die heiß-ersehnte Beute so nahe am Ziele verschwinden zu sehen. Ähnlich aber werden die meisten Versuche in einem Lande verlaufen, wo die Unmöglichkeit, Pferde zu verwenden, den Menschen in der Verfolgung allzusehr einschränkt und handicapt.

Unter Umständen kann ein solches Unterfangen auch einen mehr oder weniger tragischen Ausgang nehmen.

In etwa zweitausend Meter Höhe auf einem Berge der Masai Ujika gewahrte ich bei den Strahlen der untergehenden Sonne ein Nashorn, von Büschen halbverdeckt, mit scheinbar noch fangbarem Jungen. Die Erlegung des alten Tieres erforderte mehrere Schüsse, wobei es mich annahm und stark bedrängte.

Das Junge ergriff die Flucht; unklugerweise folgten ihm einige meiner Leute laut schreiend, wobei sich namentlich ein Mann besonders

hervortat, dessen friedliche Beschäftigung — die Efelwartung — mit seinem nunmehr plötzlich entfalteten Mute erheblich kontrastierte!

Ich hatte leider zu spät bemerkt, daß das Junge schon eine erhebliche Größe und dementsprechende Ausbildung der Hörner erreicht hatte. Plötzlich machte es schnaubend kehrt, — die Verfolger waren zu Verfolgten geworden!

Schreiend ergreifen sie ihrerseits die Flucht!

Der Efelboj Hamis muß im nächsten Augenblick vom Horn des „Munj“ aufgespießt werden; gellend erschallt sein Hilfeschrei. Auf seiner Flucht hat er mich fast erreicht: — da gelingt es mir, das angreifende Tier mit einem Genickschusse zu töten, nicht ohne daß es in seinem Falle den verfolgten Schwarzen unter sich begraben hätte! Erfreulicherweise kam er indessen ohne ernstliche Beschädigung davon.

Es wird nach dem Gefagten dem Leser klar werden, daß zur Erbeutung und zur Aufzucht eines jungen Nashorns eine Reihe von glücklichen Umständen mitwirken müssen. Es wäre zu hoffen, daß in den nächsten Jahren solche hier und da zusammentreffen und auf diese Weise noch einige der seltenen Tiere lebend nach Europa gelangen möchten!

In etwa vierzig anderen Fällen traf ich zwar Nashörner mit Jungen an; doch waren die letzteren entweder zu stark, um gefangen werden zu können, oder ich war zu weit vom Lager entfernt oder aus anderen Gründen verhindert, die Aufzucht zu versuchen, so daß ich selbstverständlich die Tiere, Alte wie Junge, nicht belästigte.

Im allgemeinen halten sich die Nashörner, wenn sie sehr kleine, noch gut fangbare Junge haben, in so dichter Dedung auf, daß eine Erlegung ersterer wie auch ein Fang letzterer dadurch höchst gefährlich und schwierig wird.

